

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 10

Artikel: Wie ich ums Geld kam
Autor: Wölfling, Leopold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Photographie des
Verfassers aus dem
Jahre 1894



WIE ICH UMS GELD KAM



Von Leopold Wölfling

Ehemaligem Erzherzog von Toscana

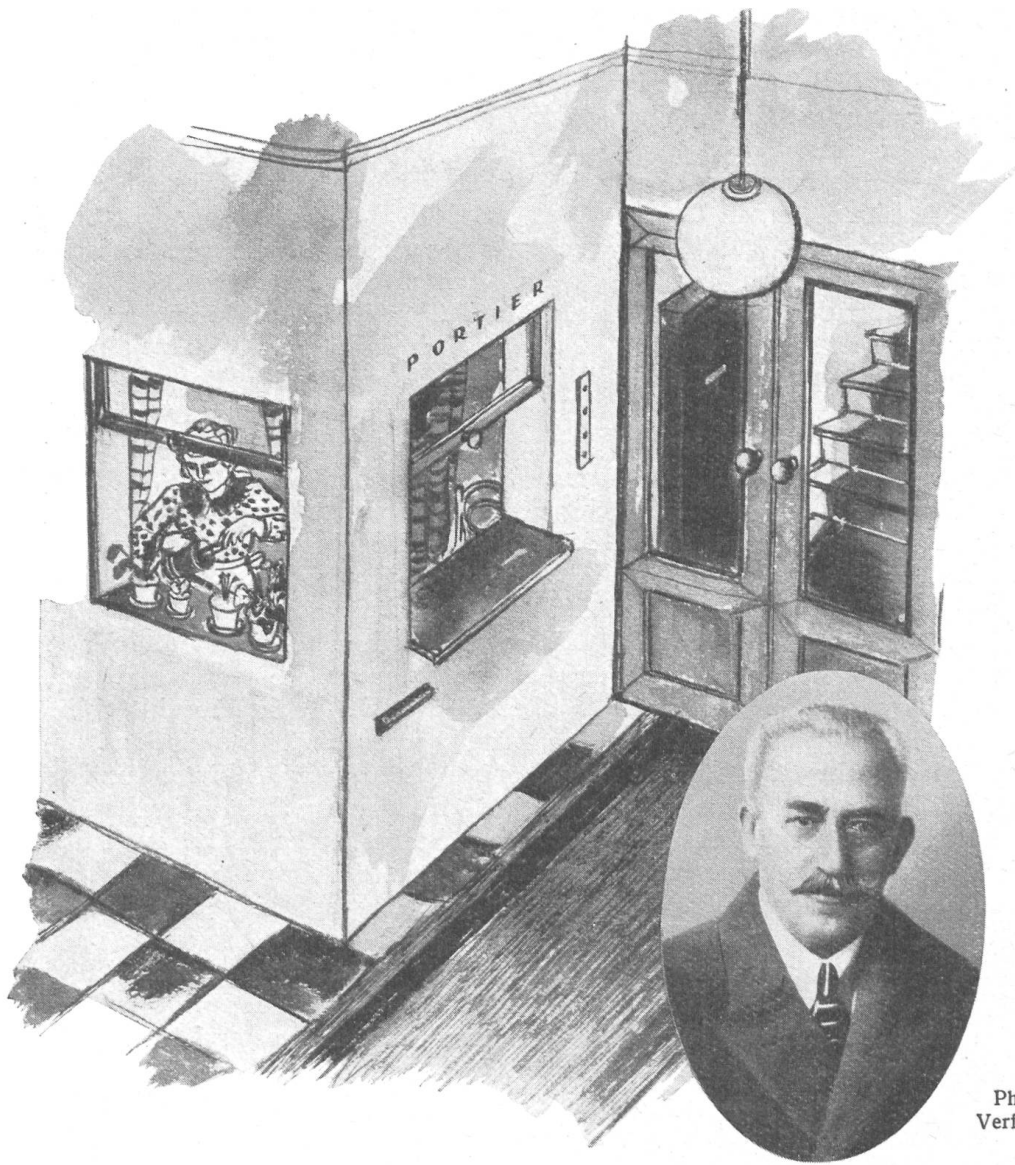
Im Märzheft des «Schweizer-Spiegels» fielen mir ein paar wahrheitsgetreue Schilderungen aus dem Leben unter obigem Titel auf. Es haben diese den Vergleich mit meinem eigenen Schicksalsweg angeregt, der ein krauser zu nennen ist, und ich kann davon auch – wie man sagt – ein Lied singen.

Reichtum

Zum bessern Verständnis muss ich ein paar historische Daten anführen, um das Milieu, in dem ich aufgewachsen bin, zu charakterisieren. Vater hatte 1859, nach Abdankung Grossvaters, einige Monate in Toscana als Grossherzog regiert, war

Mit 2 Originalphotographien
Illustrationen von T. Richter

dann unter Protest von Florenz nach Salzburg gezogen und hatte sich hier niedergelassen. Es war ihm von Kaiser Franz Josef die weitläufige – ehemals fürsterzbischöfliche – Residenz zur Verfügung gestellt worden, um seinem Rang als Grossherzog entsprechend – wenn auch depossediert – würdig wohnen und repräsentieren zu können, womit Vaters soziale Stellung vom Kaiser offiziell anerkannt war. Vaters erste Frau, Anna von Sachsen, war 1858 in Florenz gestorben, die einzige Tochter aus dieser



Photographie des
Verfassers aus dem
Jahre 1934

Ehe, Antonietta, starb 1883 an Tuberkulose. – Vater heiratete im Januar 1868 die Prinzessin Alix von Parma-Bourbon, zweite Tochter des 1854 in Parma ermordeten Herzogs Carl III. – Aus dieser Ehe sind wir, von 10 neun noch lebende, Kinder entsprossen, davon ich als Ältester im Dezember 1868 geboren. Gemäss der Tradition, und nach stillschweigendem Einverständnis des Kaisers, das die aufrichtige Freundschaft Franz Josefs zu Vater dokumentierte, wurde ich als Erb-grossherzog von Toscana angesehen. Ein Titel, weiter nichts, bar jedes Rechtes, den ich aber bei Ablegung meiner Würde als österreichischer Erzherzog nicht mitablegen konnte, weil er ja nur

eine Fiktion war. Es gab kein Grossherzogtum Toscana mehr. Es wird auch nach menschlicher Voraussicht nie mehr ein solches wiedererstehen, ebensowenig wie etwa das Königreich Jerusalem, dessen König der jeweilige Kaiser von Österreich sich nannte.

Die Residenz war ein weitläufiges Gebäude mitten in der Stadt Salzburg, mit festungsähnlichem Unterbau aus gewaltigen Nagelfluhquadern. Vater bewohnte den östlichen Trakt, der zwei Höfe umschloss, mit Familie, Hofstaat, Beamten und Dienerschaft, in drei Stockwerken von etwa 120 Wohnzimmern und Repräsentationsräumen, während zu ebener Erde die Küchen, Silber-, Porzellan- und

Wäschekammern, wie die Ställe und Wagenremisen sich befanden. Es war für uns als Kinder immer eine Reise, von unserm Quartier über eine monumentale Marmortreppe durch einen langen Gang und etliche Vorzimmer zum gemeinsamen Frühstückszimmer zu gelangen. Ungefähr zu Beginn der 80er Jahre verpflegte Vater mehr als 100 Personen, zwölf Paar Wagenpferde und einige Reitpferde waren in den Ställen.

In Böhmen besass Vater eine Herrschaft, Schlackenwerth bei Karlsbad, von etwa 16,000 Hektar, Felder, Wälder, Teiche, dazu ein grosses Schloss mit ausgedehntem Park, Gemüse- und Obstgarten, mehreren Meiereien, einer Porzellanfabrik und einer Brauerei. Manchen Sommer haben wir als Kinder da verbracht. Es wurden da grosse Jagden abgehalten oder Teiche abgefischt, und die Porzellanfabrik lieferte ein dem Meissner Porzellan ähnliches mit Zwiebelmuster für den Hausgebrauch. Einige Paar Wagenpferde und verschiedene Wagen waren ständig in Schlackenwerth. Solang Vater beweglich war und des öftern unerwartet nach Schlackenwerth kam, waren die Erträge der Herrschaft sehr gute: ich hörte einmal Onkel Johann (den späteren Orth) mit Vater darüber sprechen, wie man den jährlichen Ertrag über 160,000 Fl. (ein Gulden damals zirka 1,70 Fr.) bringen könne. Anfangs der 90er Jahre war er auf die Hälfte herabgegangen. – Um gewissermassen ein pied-à-terre in seinem Heimatland zu besitzen, behielt Vater einige Güter in Toscana, Weideland in den Marenmen, ferner Weinberge, Oliven- und Kastanienwäldungen, etwa vom gleichen Ausmass wie die Herrschaft in Böhmen. Da aber Vater Italien nicht betreten sollte, um keine diplomatischen Verwicklungen herbeizuführen, fehlte das Auge des Herrn; allerdings hatte Vater einen Vertreter in Florenz, der aber den Grandseigneur spielte, fallweise nach Salzburg kam, um Bericht zu erstatten; diese Güter trugen jedoch fast gar nichts. Wenn Vater die Geduld verlor und einer seiner

Brüder eine überraschende Revision vornahm und die vielen Verwandten des Verwalters hinausgeworfen wurden, so ging es eine Weile, und es kamen zirka 100,000 Goldlire im Jahre herein; aber gar bald waren die Schmarotzer wieder da und frassen den Ertrag auf.

In Lindau am Bodensee hatte Vater in den 60er Jahren einen Grund gekauft, darauf drei Villen, und später ein Stallgebäude mit Angestelltenwohnungen erbaut, von etwa 5 Hektar, mit einem Hafen und Bootshaus, das er Arsenal nannte, für die drei Segel- und vier Ruderboote, da er ein leidenschaftlicher Segler war. Abwechselnd mit Schlackenwerth diente Lindau als Sommeraufenthalt.

Im salzburgischen Gebirge hatte Vater eine Jagd gepachtet, wofür er, ich glaube, 10,000 Fl. Pacht bezahlte. Ein Bauernhaus war adaptiert worden, um der Familie Unterkunft zu bieten, und es gab zwei grössere Jagdhütten im Revier. Das staatliche Forstpersonal tat auch den Jagddienst und die Hege gegen besonderes Entgelt. Es war dies ein herrliches Hochwild-, Reh- und Gamsrevier, wo Vater und oft viele Gäste pirschten und Treibjagden abhielten. Hier erhielten wir Buben, und auch Schwester Luisa, praktischen Unterricht im edlen Waidwerk, denn es gehörte zur prinziplichen Erziehung, auch ein vollendeter Waidmann zu sein. Leider aber artete dies bei so manchem in wüste Schiesserei und erbarmungsloses Gemetzel des zusammengetriebenen Wildes aus. Das gab es nun nicht bei Vater, ein derartiger Metzger wäre für immer von der Teilnahme an den Jagden ausgeschlossen worden.

Vater bezog eine Apanage aus dem «Familienfonds». Dieser war von Maria Theresia gegründet worden, durch Ankauf von Gütern in allen Teilen der Monarchie. Tadelloso verwaltet und durch geschickte Käufe und Verkäufe vergrössert, wurden die Einkünfte daraus nach einem bestimmten Schema verteilt: der jeweilige Kaiser $\frac{1}{3}$; die Familie $\frac{1}{3}$; für Meliorationen und zur Verfügung des Kaisers $\frac{1}{3}$. Das Drittel der Familie ging

an die 5 Stämme, somit erhielt der Stamm Toscana $\frac{1}{15}$; Vater und seine drei Brüder je $\frac{1}{60}$, und wir vier Brüder je $\frac{1}{240}$, das machte 18,000 Fl., also zirka Fr. 30,000 jährlich aus. Vater bezog als Linienchef des Hauses Toscana eine besondere Quote, ich glaube zirka Fr. 17,000 monatlich, die Apanage für seine Söhne und das Nadelgeld für Frau und Töchter, das er den einzelnen nach Massgabe des Bedarfs zuwies. Also patriarchalisch. Alle diese Zuwendungen, und fallweise besondere, die der Kaiser nach seinem Gutdünken bewilligen oder verweigern konnte, waren im sog. Familienstatut festgesetzt, das zuletzt unter Kaiser Ferdinand Anno 1839 modernisiert wurde.

Es schien somit das Einkommen Vaters ein ungeheures zu sein. Wenn man aber bedenkt, wie sehr dieses durch die Hofhaltung, die Erziehung der vielen Kinder, die sozialen und charitativen Verpflichtungen, die Reisen mit Kind und Kegel, Hofstaat, Dienerschaft, Pferden und Wagen belastet war, nicht gerechnet den Apparat der Angestellten in Salzburg, in Schlackenwerth, in Lindau, auf der Jagd und in Toscana, so erklärt sich die verhältnismässig einfache Lebensweise, die wir Kinder führten. Einfach im Vergleich mit unsern Vettern, die über ein weit grösseres Vermögen verfügten. Vater hatte aus dem Palazzo Pitti in Florenz nichts weiter mitgenommen als das Allernötigste für den persönlichen Bedarf, und er überliess Kunstwerke und Schätze privater Natur von nicht einzutaxierendem Werte seinen Nachfolgern in der Herrschaft über Toscana.

Ich will damit dem Hause Savoyen keinerlei Vorwurf machen. Viktor Emanuel II. (Grossvater des jetzigen Königs von Italien) verdiente wirklich den Beinamen: Re galantuomo. In den 60er Jahren schlug er Grossvater, der in Schlackenwerth lebte, einen Ausgleich vor, dieser aber lehnte ab und wünschte bloss, dass die Kunstwerke im Palazzo Pitti und in den Uffizien verblieben, um Auge und Herz späterer Generationen zu erfreuen.

Vielleicht ist es hier am Platz, zu erwähnen, dass Vater das Recht zustand, die toscanischen Orden weiter zu verleihen, ohne erst des Kaisers Genehmigung hierzu einzuholen. Vater hat hiervon äusserst sparsamen Gebrauch gemacht. Der toscanische St. Stefansorden, ein ursprünglicher Ritterorden gleich den Johannitern, den Deutschherren und den Maltesern, durfte nur an gebürtige Toscaner, die 16 untadelige Ahnen aufweisen konnten, verliehen werden, und ich hatte später als Gran'Contestabile die Aufgabe, solche Gesuche zu prüfen und sie Vater, als meinem Grossmeister, vorzulegen. Es ist nur begreiflich, dass diese Orden, der Rigorosität bei Auswahl der Anwärter halber, ausserordentlich geschätzt wurden.

Alljährlich zu Beginn des Karnevals gab es einen grossen Ball, und Vater lud hierzu ungefähr 500 Personen ein: den Adel, das Militär, die Beamten der Regierung, die Stadtväter, die Professoren und Lehrer und unter Führung des ältesten Hoflieferanten eine zahlreiche Abordnung der Kaufmannschaft und Bürgerschaft. Wir Kinder waren schon Tage vorher in beständiger Aufregung, denn die Repräsentationssäle wurden hergerichtet, die Treppenfluren und Vorzimmer verschwanden unter einem Wald von Grün, dem am Balltag ein wahrer Blumenarten beigefügt wurde. Das Küchenpersonal war vervielfältigt worden, geschäftige Lakaien trugen Stösse des berühmten Meissner Porzellans mit dem scharlachroten Drachenmuster – das ein Privileg der sächsischen Königsfamilie war und ausser von dieser nur von Vater gebraucht wurde, er war ja durch seine erste Ehe Schwager des Königs Albert gewesen – zum Büfett, das im Billardzimmer aufgebaut wurde. Toscanische Hausoffiziere in dem kleidsamen dunkelblauen Frack mit Degen und Zweispitz unter dem Arm überwachten den Aufmarsch ungezählter gedeckter Schüsseln mit den verschiedensten Leckerbissen, indes der Obertafeldecker in einem Nebensaal das Decken vieler kleiner

Tische beaufsichtigte. Immer gleichmässig ruhig und sachlich schritt inmitten dieses eilenden Kommens und Gehens Baron Silvatici, Dienstkämmerer und Vertrauter Vaters, umher (von uns Wackel genannt), gab da und dort einen Wink.

Der Aufwand für dieses gesellschaftliche Ereignis war mit Fr. 20,000 nicht zu hoch gegriffen. Unser Hausball aber war gegenüber dem Hofball und dem Ball bei Hof in der Hofburg in Wien nur eine kleine Tanzerei.

Das Leben des Alltags in Salzburg wickelte sich genau nach einem vorausbestimmten Schema ab: um 6 Uhr 30 Frühstück, jeder ein Tablett für sich, Kaffee, Milch, zwei Brötchen, etwas Butter, gemeinsam mit den Eltern. Gabelfrühstück 11 Uhr 30, etwas Suppe, eine kleine Fleischspeise mit Gemüse. Diner 5 Uhr, Familie, Hofstaat und eventuelle Gäste, im grossen Speisesaal, danach Kaffee und Liköre im Salon, das dauerte uns Kindern immer sehr lang, denn man musste Konversation machen. Es gab da Hors-d'œuvre, Suppe, Fisch, Rindfleisch mit Gemüse, Braten, Süßspeise, Käse, Obst und Dessert, dazu Bier und die passenden Weine, Champagner nur zu besonderen Anlässen. Später wurde um 1 Uhr das Diner serviert und um 7 Uhr ein Souper, wie das frühere Gabelfrühstück. Zu diesen Mahlzeiten waren es meist 20 Personen, die daran teilnahmen, die Angestellten assen in einem Speiseraum neben der Küche, und da waren es zwei Schichten zu 30–40 Personen.

Den Mitgliedern des Kaiserhauses war die Benützung von Post und Telegraph frei, es mussten aber Briefe mit dem Wappen versiegelt sein. Auch stellte die Bahn einen oder mehrere Salonwagen bei, die Plätze I. Klasse wurden bezahlt, der Hofstaat reiste auch 1. Klasse, die Dienerschaft 2. Klasse, und wenn man keinen Salonwagen wünschte, so wurde ein Kupee 1. Klasse reserviert, oder so viele als nötig waren, wobei meist bloss die Hälfte der Plätze besetzt waren, wenn tunlich die Dienerschaft in einem Nebenukupee, um immer bei der Hand zu sein.

Speisewagen gab es damals noch nicht, es wurde daher in einer Station, wo ein längerer Aufenthalt vorgesehen war, die Mahlzeit telegraphisch bestellt. Unter Vorantritt des Wirts in feierlichem Frack kamen die Kellner im Gänsemarsch daher, die Tablettts mit Servietten bedeckt, um sie dem Auge des profanum vulgus zu entziehen, und dann begann ein fröhliches Schmausen, ohne Etikette und Zeremoniell. Zum Schluss überreichte der Wirt die gefaltete Rechnung auf seiner mehr oder weniger rein-silbernen Platte, ebenfalls züchtig verdeckt, und erwartete, dass man, ohne mit der Wimper zu zucken oder gar nachzurechnen, einen abgerundeten Betrag unter die Serviette schob. Dass Wirt und Personal nicht zu kurz kamen, ist begreiflich. Das waren eben die kleinen Steuern, die man seiner Position schuldig war. Der alte Feldmarschall Erzherzog Albrecht liess sich einmal auf einer Station 3 Eier kochen. Der Wirt überreichte die Note dem Flügeladjutanten, dieser stürzte damit zu Albrecht, ausser sich vor Empörung: 300 Fl.! Albrecht liess den Wirt rufen: « Sind die Eier bei euch so selten? »

« O nein, Kaiserliche Hoheit, aber die Sieger von Custozza! »

Albrecht, der auf eine derartige Schmeichelei immer prompt reagierte, befahl, dem Wirte 300 Fl. zu zahlen, liess sich die Rechnung geben, zerriss sie und reichte noch dem Wirt huldreich die Hand aus dem Kupeefenster. –

Eigentlich hatten wir vom Wert des Geldes keine Ahnung. Was man um 1 Fl. kaufen konnte, wussten wir, denn mitunter schenkte uns Vater einen, um bei Neumüller Bleisoldaten oder Abziehbilder zu holen, erst als ich als 16jähriger Zögling der Marineakademie mit meinem Erzieher in Griechenland vom Schulschiff aus an Land ging, begann ich die Unterschiede zu begreifen und eignete mir dann eine gewisse Sicherheit an, aber immer noch mit dem Gefühl, zu wenig gegeben zu haben. Als ich mit 20 Jahren grossjährig geworden war, be-

kam ich von Vater meine Apanage im Betrag von 3000 K. monatlich. Davon aber hatte ich die Zulage meines Kammerherrn, einen Kammerdiener, einen Lakai, einen Leibjäger, fallweise eine Köchin und den Reitknecht zu bezahlen, Wohnungsmiete, Lebensunterhalt, Reisen, Wohltätigkeit (die genau vorgeschrieben war), Uniformen, Anzüge, Wäsche, Arzt, Tierarzt, Apotheke und kleine Geschenke, wie Photographien in wappengeschmückten Rahmen, alles aus diesen 3000 Kr. zu begleichen, so dass diese restlos aufgingen und für mich als Mensch die Offiziersgage übrigblieb. Allerdings konnte ich mich in besondern Fällen, wenn ich z. B. Dinners zu geben hatte und das in das Budget nicht mehr hineinzupressen war, an den Kaiser wenden, der die Bezahlung durch das Obersthofmeisteramt vornehmen liess.

Die laut Familienstatut jedem volljährig gewordenen Prinzen zustehende «Aussteuer» wurde von dessen Eltern getragen und bestand aus den nötigen Möbeln für etwa 6 Zimmer mit Zubehör, also Teppiche, Vorhänge, Bilder, ferner die Küche und die Räume für den Kammerherrn und die Dienerschaft. Dazu gehörte auch Tafelsilber, Porzellan, Glas und sowohl Haus-, wie Küchen- und Leibwäsche, Einrichtung des Stalles und der Sattelkammer. Insbesondere Wäsche war soviel vorhanden, dass ich z. B. nach 15 Jahren noch im Überfluss hatte.

Vater, der für seine Person mit dem einfachsten zufrieden war und bloss für Repräsentationszwecke den entsprechenden Luxus entfaltete, hielt uns in der Jugend knapp, d. h., es war natürlich alles vorhanden, was notwendig war, aber darüber hinaus wurden nur selten, und als Belohnung für fleissiges Studium, besondere Wünsche erfüllt. Wir verstanden auch, dass das offizielle Leben vom privaten streng zu trennen sei und ersteres immer voranginge, gewissermassen legte man die offizielle Maske erst ab, wenn man zu Bette ging, und band sie des Morgens automatisch

wieder um. Grössere Freiheit herrschte nur während des Sommeraufenthaltes.

Später, als wir erwachsen waren und von unsern Garnisonen auf Urlaub kamen, den wir doch immer zum Teil im Vaterhaus verbrachten, hatte sich gar nichts geändert, die Atmosphäre um Vater herum war immer die gleiche des Verstehens, der Nachsicht und warmer Liebe in rauher Schale. Nur er verstand, dass ich keinerlei geistige Befriedigung im Dienst als Infanterieoffizier finden konnte, dass ich Sehnsucht nach dem Meere, meinem Beruf als Seemann empfand. Ich war ja aus diesem durch den Hass des Thronfolgers, Franz Ferdinand, da ich nicht nach seiner reaktionären Schalmei tanzen wollte, herausgerissen worden, und da jeder Prinz unbedingt aktiver Militär sein musste – denn das bestimmte der Kaiser –, so tat ich Dienst in entlegenen Garnisonen. Für die eindeutigen und schalen materiellen Vergnügungen in solchen Orten hatte ich aber nichts übrig. Ich war unzufrieden mit meinem Los und mit mir selbst. Ich hatte auch keinerlei materielle Sorgen, und das Leben ging wie ein Uhrwerk weiter. Das Bewusstsein, nichts anderes als eine schön gekleidete und wohlgenährte Puppe in den Händen des Kaisers zu sein, ein Glied in der Kette der Marionetten, deren Fäden er um die Finger gewickelt hielt, war niederdrückend und beschämend. Ich sehnte mich aus allem diesem heraus, um ich selbst ohne goldenes Vliess und Weihrauch zu sein, unbevormundet mich frei bewegen zu können. Alles Wohlleben war nichts dagegen, ich wunderte mich, dass alle meine Vettern sich in diesem Zwange so wohl fühlten und erpicht darauf waren, dass ihnen ja kein Krümelchen der ihnen gebührenden Ehrerbietung vorenthalten bliebe.

Unerwartet plötzlich ging mein Wunsch in Erfüllung. Ich habe bereits im «Schweizer-Spiegel» geschildert, wie es kam, dass ich mit meiner Freundin aus Österreich floh und mich aus einem österreichischen Erzherzog von Toscana

in den Schweizer Bürger Leopold Wölfling verwandelte. Mit 1200 Kr. im Portemonnaie, mit Kragen, Zahnbürste und Taschentuch kam ich 1902 in die Schweiz. Das Geld hatte ich mir von der Gage zurückgelegt. Drei Monate, dachte ich, würde es reichen, bis dahin würde sich etwas finden. Ein sauberer, neugeborner Demokrat, leicht, froh und voll Zuversicht, blind für die Menschen und ihre Tücke, unerfahren, unpraktisch, vertrauensselig, grosszügig, und erfüllt von dem blendenden Lichte der Freiheit, spazierte in Zürichs Strassen.

Wohlhabenheit

Fast vier Monate währten die Verhandlungen zwischen meinem Anwalt und dem der Familie (hier schliesse ich immer Vater aus, denn er war damals beinahe blind und an den Füssen gelähmt, und wurde auch nicht über alles informiert). Man wollte mich «zur Strafe» mit einem Zwischendeckbillet nach New York schicken, und dort sollte ich vom österreichischen Konsulat 1000 Kr. erhalten, und dann Schluss. Mein Anwalt jedoch erreichte eine ausserordentliche Privataudienz beim Kaiser: dieser verfügte, dass für Vater von des Kaisers Privatschatulle nahezu eine Million Kronen in die Länderbank eingezahlt werde, deren Zinsen 36,000 Kr. (also Fr. 36,000) pro Jahr in monatlichen Raten an mich – als Lebensrente – ausgefolgt werden sollten. Weiters ordnete der Kaiser an, dass mir sogleich durch meinen Anwalt 200,000 Kr. überbracht werden sollten, zum Ankauf eines Hauses und zur Bezahlung meiner Anwälte. Nun aber war alles gut, und tiefe Dankbarkeit empfand ich für Vater und den Kaiser. Es konnte mir auch nichts mehr zustossen, denn allmonatlich bis an mein seliges Ende würde ich 3000 Kr. beziehen, ein schönes Haus mit Garten am Zugersee war mein Eigentum. Übrigens: A. E. I. O. U. – Austria erit in orbe ultima! Nichts schien so gefestigt für alle Zeiten als das alte Habsburgerreich, damit die Länderbank und damit meine Rente. Diese war

durchaus zu meiner Verfügung, und da ich jetzt frei aller höfischen Lasten war, kam ich mir reich vor: ich konnte reisen, ohne den heimtückischen militärischen Amtsschimmel erst sorgfältig aufzuzäumen, ich konnte in meinem Haus und im Garten tun, was mir beliebte, ich brauchte keine Besuche zu machen und langweilige Diners über mich ergehen zu lassen, ich hatte über mir niemanden als mein Gewissen und den Herrgott in den Wolken, aber keine Menschen, die mir Prügel vor die Füsse warfen, und ich konnte endlich nach Herzenslust studieren!

An Sparen dachte ich nicht: wozu auch? denn wenn gegen den Letzten nur mehr ein paar Goldstücke in der Tischlade waren, so würden um den 5. herum neue 3000 Franken da sein. Für meinen persönlichen Bedarf brauchte ich nicht viel: ich trank nur dann und wann ein Fläschchen Wein, rauchte aber viel, und ob das Essen auserlesen oder derb war, war mir gleich. Immer wieder neu und herrlich war das Gefühl persönlicher Freiheit, und dass ich Österreich nicht betreten durfte, machte wir wenig aus.

Bloss nach Salzburg hatte ich oft Sehnsucht, und das in Zusammenhang mit den Gedanken an Vater. Dieser edle Philosoph hatte mir den Kummer, den ich ihm durch meinen Austritt angetan hatte, längst verziehen, zweifach war er getroffen worden: als Vater hatte er den Sohn und als Grossherzog seinen Nachfolger verloren. Zweimal habe ich ihn noch getroffen, im Sommer, am Bodensee, 1905 und 1907. Niemals ein Vorwurf oder eine Andeutung seines Schmerzes, voller Interesse lauschte er meinen Berichten über die Studien oder Reisen, schon fast ganz blind, mühte er sich, mir Karten zu schreiben, sich entschuldigend, dass er nicht mehr gerade schreiben könne. Einen Monat vor seinem Tode wollte er mich sehen. Grosszügig hob der Kaiser für diesen Fall das Landesverbot auf, aber kleinliche Bedenken der Familie, lediglich Etikettefragen, verhinderten diesen Besuch.

Am 17. Januar 1908 ist Vater in Salzburg gestorben, am 18. las ich in Nizza im «Excelsior» die knappe Notiz: Hier est décédé à Salzbourg (Autriche) l'ex-Granduc de Toscane, Ferdinand IV.

Erst drei Tage später kam ein Telegramm der Familie, um zu verhindern, dass ich etwa zur Beerdigung erschiene. Arme Menschen! Was mögen sie sich das Gehirn zermartert haben, um einen Modus zu finden, damit das Zeremoniell nicht ins Wanken gebracht werde!

1907 war ich endgültig nach Paris übersiedelt, hatte mein Haus zum Verkauf ausgeschrieben und meine Habe bei einem Spediteur in Zürich unter- resp. eingestellt. Ein Brand vernichtete dort alles. Ich war bloss mit Fr. 20,000 versichert. Zweijähriger Prozess mit der Versicherungsgesellschaft. Was mir dann zugesprochen wurde, deckte gerade die Anwaltspesen. Das war ebenfalls 1908. Es machte mir der Verlust so vieler schöner Erinnerungen, die vielleicht auch unersetzlich waren, keinen besondern Eindruck. Der Verlust Vaters hatte alles andere als nichtig erscheinen lassen. «Was man nicht hat, macht einem keine Sorge», damit hatte mich Vater oft getröstet, und ich sah nun, wie recht er hatte. 1909 war das Haus auch verkauft, allerdings mit erheblichem Verlust, denn der Kauf war durch viele vermittelnde Hände gegangen, und überall war etwas kleben geblieben.

Armer an irdischen Gütern, aber reicher an Erfahrung liess ich mich in München nieder, um da meine Studien fortzusetzen. Es kam der Krieg, den ich schon 1911 in Paris vorausgesehen hatte. Meine Rente war eine Kronenrente. Die Krone fiel: immer noch war genug Geld da, um ohne wesentliche Einschränkung meinen gewohnten Standard beizubehalten. Ende 1918 kam ich nach Berlin. Nun war die Krone fast nichts mehr wert, auch war es umständlich und unsicher, den Betrag von etwas über 10 Mark pro Monat von Österreich nach Deutschland überweisen zu lassen, den meine Rente noch ausmachte. Ich klammerte mich

wohl noch daran, im Januar 1919 wurde auch dieses wenige gesperrt, unter der Angabe, die neue Regierung müsse alle Renten nachprüfen.

Armut

Verwirrend und bedrückend war dieser, ich muss gestehen, schmerzliche und peinliche Zustand, nicht nur nichts zu haben, sondern auch nichts zu erwarten, und nicht zu wissen, wie man diesem Zustand, der rasch bedrohlich wurde, Einhalt gebieten könne. Ich wohnte bei einem Bekannten. Mein Leichtsinn flüsterte mir zu: vorläufig geht es ja noch, vielleicht findet sich indessen eine Lösung, d. h. ich hoffte geradezu, dass mir die gebratenen Tauben ins Maul fliegen würden, ja ich meinte sogar, es sei schade, wenn ich untergehen müsse. Ich versuchte wohl da und dort, leichte Arbeit zu bekommen, und oft ging es mir, wie wenn man an der Tür zum Zahnarzt läuten soll: der Schmerz ist weg, und eilends läuft man weg.

Ich muss gestehen, ich wurde mir über meine Lage erst dann richtig klar, als ich richtigen, nagenden Hunger zu spüren begann. Um essen zu können, musste ich Arbeit finden. Das war aber nicht so einfach. Ich hatte zwar eine leserliche Handschrift. Ich war, was man so sagt, eine gute Erscheinung und gewandt im Umgang. Ich konnte mehrere Sprachen geläufig sprechen. Aber überall hiess es: Erstens haben Sie keine Geschäftserfahrung und zweitens sind Sie zu alt, um zu lernen. Mein ganzes Leben lang hatte ich mich danach gesehnt, ausschliesslich nach meinen Leistungen beurteilt zu werden. «Wäre ich doch in einfachen Verhältnissen geboren!» war meine ständige Klage gewesen, und nun, wo ich das erstemal Gelegenheit hatte, auf eigenen Füßen zu stehen, war mir zumute wie einem verlorenen Hund. Das Ereignis passierte 25 Jahre zu spät. Wenn man mit 50 Jahren in den Schmelztiegel des Lebens geworfen wird, schmilzt man nicht mehr so leicht. Schliesslich fand ich, dass die einzige Arbeit, die ich aus-

füllen konnte, diejenige des Adressenschreibens war, jener letzte Zufluchtsanker aller aus dem Geleise Geworfenen.

Endlich verdiente ich ein wenig durch Nachsuche nach den Ahnen eines Kriegsgewinners, wobei ich in der Uckermark die Kirchenbücher wälzte. Indessen wohnte ich wieder bei einem andern Bekannten, fand dann eine Stelle als Bureauaushilfe bei einem pathologischen Importeur, konnte es aber da nicht aushalten, da dieser nachts unterwegs war und seine zauberhaften Geschäfte machte und bei Tage schlief. Wieder gab es einen Monat ein kaltes Zimmer und per Tag ein Stück Brot mit Kriegsmarmelade, und Umherlaufen ohne Erfolg. Dann endlich im Frühjahr 1920 trat ich bei einer Bergwerks- und Industriegesellschaft als Statistiker und Zeichner ein. Da wieder war der Verdienst auf originelle Weise geregelt. Wenn der Chef oder einer von uns sechs Angestellten Anteilscheine verkauft hatte, wurde der Verdienst brüderlich durch sieben geteilt, mitunter gab es wochenlang nichts, dann plötzlich ein paar tausend (entwertete) Mark per Kopf. Ich schrieb damals auch Erinnerungen, bekam einen kleinen Vorschuss, dann einen pompösen Vertrag, das Buch ging recht gut, aber ich wartete vergebens auf Geld. Da entdeckte ich, dass ich erst vom 100,000sten Exemplar an Anrecht auf Honorar hatte. Ich hatte aber unterschrieben, und der Winkelverlag ermahnte mich, Geduld zu haben. Natürlich wurden nie mehr als 20,000 Exemplare abgesetzt.

Wieder hiess es, herumlaufen. Zufälligerweise hatte ich Verbindung zum Abteilungschef für militärische Abschrottung. Aus Düsseldorf kamen zwei Herren, die Schrott kaufen wollten. Ich stellte die Verbindung her und erwartete nun, eine Provision zu bekommen, hatte es aber unterlassen, einen Provisionsschein zu verlangen. Ein Abendessen und 1000 Mark war alles, und als ich den Abteilungsleiter traf, rief er mir zu: Mensch, Sie müssen aber jetzt in Geld schwimmen! Ich erzählte meinen Erfolg,

und er meinte: «Gott im Himmel, wie kann man nur so dumm sein und nichts Schriftliches verlangen!» Ich hätte damals eine halbe Million verdienen können. Das gab mir denn doch einen Stoss, aber die Gelegenheit war vorbei.

Bis zu dieser Lebensperiode hatte ich nur von sieben Todsünden gehört, nun vernahm ich zu meinem Erstaunen, dass noch eine achte Todsünde existiert und was noch schlimmer war, diese Todsünde wurde von mir täglich begangen. Ihr Name war: Wursthandel. Einer meiner königlichen Verwandten schrieb mir zu jener Zeit: «Du hast den Namen Habsburg mit jeder Schande bedeckt, die nur möglich ist. Doch nichts in Deiner ganzen schändlichen Vergangenheit war so schändlich, wie dieser Verkauf von heissen Würsten, den Du nun betreibst. Ein Habsburger als Wurstverkäufer! Franz Josef würde sich im Grabe umdrehen, wenn er es wüsste.»

Ach, ich verkaufte diese Würste aus Notwendigkeit, nicht aus Spass. Ich versuchte mein Glück hauptsächlich in Soldatenkantinen und in Arbeiterwirtschaften. Der Ertrag war so gering, dass ich nicht einmal meine bescheidenen Nahrungsausgaben davon decken konnte. Nach einer längern Periode von Misserfolgen sollte ich in einem Film mitwirken. Es wurde aber nichts daraus, dagegen wurde ich für einen dummen Sketch in einem Kabaret angestellt, als Schauspieler und als Schaustück. Ich hatte in diesem vollkommen idiotischen Stück die Rolle eines österreichischen Prinzen zu spielen.

Da starb die Kaiserin Auguste Viktoria. Das gute Publikum blieb aus, und wir wurden vom Programm abgesetzt. Da kam, Sommer 1921, ein Engagement für einen Habsburgerfilm in Wien. Ich fuhr hin. Als ich in Passau nach 19 Jahren Österreich wieder betrat, hatte ich keinerlei Erschütterung seelischer Art.

«Der Letzte der Habsburger», lautete der Titel des Films. Und die Ironie des Schicksals lag vor allem darin, dass mir selbst keine andere Rolle als die des Kai-

sers Franz Josef zugebracht war. Ich muss gestehen, obschon es mir ganz schlecht ging, so hatte ich doch sehr grosse Bedenken, aus der Tragödie des Zusammenbruchs meiner unglücklicher Familie Kapital zu schlagen. Zum Glück zerschlug sich die Sache nach langem Hin und Her.

Wohl hatte ich einen Vorschuss erhalten, viele Hunderttausende von Kronen, da aber eine Tasse Kaffee 5000 Kr. kostete, war es nicht viel. Erst versuchte ich es mit Nachhilfestunden französisch, englisch und italienisch, aber sobald die Leute wussten, wer ich gewesen war, betrachteten sie diese Stunden als Mittel, ihre Neugier zu befriedigen, durch eine Schülerin kam ich in ein Inseratenbureau und akquirierte nun Inserate für eine darniederliegende Wochenschrift. Brach das Bein, lag im Krankenhaus, ohne Geld, 10 Wochen, da eine Komplikation dazukam. Mit Krücken entlassen, suchte und fand ich Übersetzungen, die mich gerade nicht verhungern liessen.

In dieser Zeit begegnete ich zufällig dem Militärkapellmeister meines alten Regiments in Przemyśl. Der Blick unglaublicher Verwunderung, mit dem er mich anschaute, als er mich erkannt hatte, reizte mich beinahe zum Lachen; auf der andern Seite muss ich gestehen, dass ich mich etwas schämte, als er meine Hand ergriff und ich ihm meine schwierige Lage erklärte. Er vermittelte mir dann eine Anstellung als Kassier am Ostbahnhof bei der deutschen Bodenbank. Salär 100,000 Kr., also etwa 100 Fr. Ich kam darauf, dass meine Kollegen «Geschäfte in sich» tätigte, und das im Verlauf von ein par Tagen verdienten, was ich im Monat bekam. Der Dienst war anstrengend: 28 Stunden in 48 Stunden, eben wollte ich kündigen, da schnitt sich der Präsident die Gurgel ab, und die Bank schloss ihre Schalter für immer.

Um eine lange Sache kurz zu machen: Eine Zeitlang konnte ich meine Tätigkeit beinahe so oft wechseln wie das Hemd. Ich war Angestellter in einem Tuchgeschäft, Agent einer Versicherungsgesellschaft, Experte für Zeremoniell- und

Uniformfragen bei einer Filmgesellschaft, Automobil-Reisender (diese Stelle verschaffte mir übrigens Bundeskanzler Dr. Seipel). Ende 1925 machte ich einen Lebensmittelladen in Wien auf. Anfangs ging es sehr gut, aber bald häuften sich die Kreditbüchlein der Kunden, und ohne Kreditgewährung liefen neue Kunden davon. 1931 versuchte ich Leinwand an Klöster zu verkaufen.

Anfangs 1932 wurde ich von einer polnischen Weinfirma in Krakau engagiert und arbeitete in Polen drei Monate, mit mässigem Erfolg: die katholische Geistlichkeit, meine Kunden, war arm geworden. Nach Wien wollte ich nicht mehr zurück, denn da war – um mich wahrheitsgetreu auszudrücken – das Feld abgegrast. Ich muss schon gestehen, dass ich etliche dieser Anstellungen bloss meinem frühern Namen verdankte und auch das peinliche Gefühl nicht los wurde, dass man mir die Ware, was sie auch immer gewesen ist, bloss aus Neugier oder, noch schlimmer, aus Mitleid abkaufte. Der Aufbau dieser Tätigkeit schien mir unmoralisch, und es war mir immer eine grosse Überwindung, geschäftliche Besuche zu machen. Der einzige Lichtpunkt in dieser jahrelangen, mühseligen Arbeit war, dass ich doch mitunter die Ware auf Grund meiner Ausdauer und Zähigkeit an den Mann brachte, und die Anerkennung des Nichtlocker-Lassens spornte mich wieder an. Es waren mir aber die Verhältnisse in Wien unsympathisch geworden. Ich war wohl auch in Kärnten, in Oberösterreich und in meinem guten alten Salzburg geschäftlich tätig, und das bedeutete immer eine Erholung, weil ich da Erinnerungen aus der goldenen Kinderzeit wiedererwecken konnte und da ja auch meine Heimat fühlte.

Ich fuhr nun im Mai 1932 von Krakau nach Berlin, wo ich mit ungefähr 30 Zloty in der Tasche, und ohne eine Ahnung zu haben, was ich beginnen würde, ankam.

Es war Pfingstmontag, alles herrlich grün und frisch, und ich freute mich,

wieder in der Stadt zu sein, wo ich 14 Jahre vorher angefangen hatte, Mensch zu sein, und gelernt hatte, dass die Armut auch zu ertragen sei, insofern man willens ist, sich zu bescheiden. Freilich war der Erwerb jetzt schwieriger. Aber anpacken hiess es! Erst Übersetzungen, viel Lauferei und harter Kampf mit unbekannten technischen Ausdrücken. Wenig Verdienst.

Ich hörte, dass ein Film «Das Geheimnis um Johann Orth» gedreht werden sollte. Mein Onkel! Ich versuchte, hierbei einen Teil der Regie zu bekommen, als Experte in Hofangelegenheiten, aber der Regisseur, prall angefüllt von seiner eigenen Wichtigkeit, sagte bloss: Das verstehen wir besser.

Nun klapperte ich alle Verleihe ab, bis ich denjenigen fand, der den Film herausbringen wollte. Auch hier Ablehnung. Vorträge brauchten sie nicht, niemand habe Interesse daran. Ich schrieb nun an alle Filialen und bekam von einer die Termine verzeichnet. Schrieb an alle Kinos, die in Betracht kamen, und nun engagierte mich einer. Der Erfolg der erläuternden Einleitung war ein grosser. Weitere Engagements folgten. Ich konnte meinen Vortrag ausbauen und feilen. Mit öftern Unterbrechungen war ich 1933 fast vier Monate unterwegs.

Zu Beginn des Sommers aber hörte sowohl meine journalistische, wie auch die Vortragstätigkeit auf. Ich verstehe warum. Andere wollen auch zur Krippe, die bisher abseits im Dunkel stehen mussten. Auch die Jugend soll sich ihre Sporen verdienen. Es ist natürlich betrüblich, wenn man sang- und klanglos beiseite geschoben wird, aber es ist nun einmal der Lauf der Dinge, dass unter noch so starken alten Bäumen der Nachwuchs treibt und dem Alten eines Tages Licht und Luft abschneidet.

Es war also nichts mehr zu wollen. Unsere – ich bin seit Pfingsten 1933 wieder-, und ich kann sagen, sehr glücklich verheiratet – Wohnung von 2 Zimmern und Küche mussten wir aufgeben, denn

60 Mk. waren nicht aufzubringen. Ich beziehe jetzt Wohlfahrtsunterstützung, 36 Mk. im Monat, meine Frau hat Portierstelle mit 15 Mk. Zuschuss und freier Wohnung: Stube und Küche. Ich bemühe mich, etwas mit Schriftstellerei hereinzubringen, wohl auch, weil ich mich ein bisschen schäme, dem Staate zur Last zu fallen. Ich bin aber zufrieden, denn was braucht der Mensch mehr als eine gute Frau, ein Dach über dem Kopf, Arbeit, Essen und etwa ein paar Zigaretten. Freilich wäre es mein Wunsch, eine bescheidene fixe Anstellung zu finden, damit wir ohne materielle Sorge leben können.

Epilog

Viele, viele Menschen aller sozialen Stellungen und Berufe habe ich in diesen 16 Jahren des Kampfes ums Dasein kennengelernt. Zu verschwindend wenigen kann ich Menschenbruder sagen: diese wenigen sind so arm und müssen ringen wie ich, aber sie helfen, wenn nicht mit der Tat, so mit einem guten Wort. Aber die grosse Menge derer, die entweder reich sind oder erst reich geworden sind, wissen nicht, oder wollen nicht mehr wissen, dass Hunger weh tut, und darum verstehen diese Satten den Hungernden nicht. Das gilt ebenso geistig. Aus diesem Grunde wird mir auch keiner der Satten irgendwie beistehen. Und wenn es unter denen einen gibt, der das versteht, so wird er aus Furcht, man könne seine gewollte Hilfsbereitschaft missdeuten – d. h. seine Clique könnte das – beiseitestehen, die Hände ringen und weinen.

Vaters Philosophie und der stoische Gleichmut, mit dem er vieles Ungemach, vor allem als Jäger und Naturfreund die unerbittliche Erblindung, ertragen und nicht gemurrt hat, haben mir ein leuchtendes Fanal angesteckt, das mich sicher durch Klippe und Strudel geführt hat und weiterführen wird, bis ich den Vater, den Freund, das Vorbild, im glücklichern Jenseits, geläutert von unsern irdischen Schlacken, wiedersehen werde.